

Anforderungen noch radikalisiert

Aktuelle Inszenierung des „Theater 4“ im Feuchter Jugendzentrum mit dem Titel „Die Krankheit des Zweifels“

FEUCHT — Alle Aufführungen des „Theater 4“ haben in den letzten Jahren hohe Anforderungen an die ästhetische Kompetenz der Zuschauer gestellt. Auf erstaunlich professionellem Niveau gewann die Truppe anspruchsvollen Texten zeitgenössischer Autoren Gefühle, Einsichten, Erkenntnisse ab und transportierte sie mit virtuos und oft faszinierend eingesetzten theatralischen Mitteln ins Zuschauerbewußtsein. Die aktuelle Inszenierung im JUZ Feucht mit dem Titel „Die Krankheit des Zweifels“ stellt eine weitere Steigerung, ja Radikalisierung dieser Anforderungen dar.

Herbert Achternbuschs „Donauwellen“ genügt der Theatergruppe nicht, also schreibt man sich den Text selber (Buch und Regie R. Weirauch, wobei G. Eich, P. Handke, R.W. Fassbinder, R. Gernhardt und F. Reichert als inspirierende Quellen zu nennen sind). Aber auch der „Prolog im Himmel“ aus Faust und Brecht'sche Götter auf rosaroter Wolke lassen in travestierter Form grüßen.

Herkömmlichen theatralischen Mitteln wird mißtraut. Äußerste Reduktion auf wenige abstrakte Elemente im Bühnenbild läßt lediglich eine Wand weißer Quader unterschiedlicher Größe übrig, die dennoch hochfunktionell auch als Spielraum dient. Ein „realistischer“ Raum wird nicht mehr benötigt, das Geschehen läuft vor, auf und in der Wand ab. Andeutung von Farbe existiert nur noch in einem aufgemalten, schneckenförmig sich entrollenden, schmalen Band ohne direkt erkennbare Funktion.

Radikal auch der Verzicht auf gewohnte Strukturierung: keine Akte, keine Szenen, sondern einfach „zehn Wellen“. Sprechen hat seine zentrale Vermittlungsfunktion eingebüßt, stummes Spielen ist mindestens gleichberechtigt. Auch die Bühnenmusik (W. Mertens) aus der Stilrichtung minimal music besteht meist aus Wiederholungen, nur leichte Abänderungen des gleichen Tonmaterials dienen als Taktgeber für Sprechen und Spielen.

Auch bei Maske und Kostümen ist die Stilisierung hin zum Stereotyp deutlich auszumachen: Die drei Götter dürfen ein bißchen wie Rauschgoldengel aussehen, alle anderen Figuren tragen meist Schmuttel- oder Proletarierlook, immerhin gleicht der Chinese tatsächlich einem Chinesen und Winnitu gewinnt durch eine Feder Individualität. Handlung gibt es nicht.

Natürlich stellt sich jetzt die Frage nach dem „Sinn“ des Ganzen - und schon hat man sich mit einer solchen falschen Frage den Zugang zu diesem Theaterabend verbaut. Selbst wenn man es nach dem Bisherigen nicht recht glauben mag: In der Premiere wurde oft gelacht (Situations- und Sprachkomik gibt es genug), keiner der Zuschauer nutzte die Pause zur Flucht, Szenenbeifall wurde versucht, heftiger Schlußapplaus erzwang einige „Vorhänge“. Der Theaterabend besitzt dank einer geschlossenen Ensembleleistung (B. Fischer, A. Dietzfelbinger, B. Pohl, M. Gerhardt, D. Cramer, S. Cramer, S. Bierl, M. Tabor, A. Schmidt-kunz, T. Schmidt-kunz, S. Falk, J. Beck-



Für sein neues Stück braucht das Ensemble keinen „realistischen“ Raum. F: Mauler

mann) phantasieanregenden Unterhaltungswert.

Ja, und was ist jetzt mit dem „Sinn“, den wir aus dem Theater doch mit nach Hause nehmen wollen? Der wird im Rahmen postmoderner Dekonstruktion prinzipiell negiert! Die besonders eindringlich-eindrücklich gezeichnete Figur des „Mannes“ konstatiert, daß es Sinn nicht gibt, weil es keine Sprache gibt, die Sinn vermitteln könnte, zeitweilige „Sinngebungen“ halten nicht, Menschen müssen sich weh tun, auch wenn sie sich lieben. Die Sprache zerfällt allen Personen, die gegen Ende zu nur noch isoliert phonetische Versatzstücke deklamieren, ohne sich damit verständigen oder Bezug zueinander gewinnen zu können. Auch der Diskurs der Götter kann absurdes Handeln der Menschen nicht verstehen, erklären, geschweige denn verhindern, sondern bleibt pathetisch.

Auch das stumme Spiel deutet in die gleiche Richtung. Angeregt von Handkes „Die Stunde da wir nichts voneinander wußten“ gehen, schlendern, stolpern, purzeln, hasten die unterschiedlichsten Personen, die aber zuletzt im-

mer Typen ähneln, koordiniert oder auch nicht über die Bühne und signalisieren körpersprachlich Chaos und Leerlauf. Solche Bilder wirken aber doch wie Worte und illustrieren letztlich was auf der Bühne auch ausgesprochen wird: Wir können nur erkennen, daß wir nicht erkennen können.

Auf dem Theater Sindekonstruktion zu betreiben, indem man reduziert, abstrahiert, verzichtet, bleibt in sich widersprüchlich, weil natürlich trotzdem im Zuschauerbewußtsein ein „Sinn“ gesucht wird. Geahnt scheint man dies zu haben: Das Programmheft erklärt und interpretiert diesmal relativ ausführlich — ein Indiz für Restzweifel am Gelingen der theatralischen Realisierung der eigenen Intentionen?

Der Zuschauer erlebt über weite Strecken phantasievoll und zwingend gestaltetes, gedanklich packendes Theater, in dem ein hoch motiviertes Team seine Ideen mutig vorstellt. Hervorzuheben sind aus dem gesamten Ensemble aufgrund ihrer überragenden Bühnenpräsenz und schauspielerischen Fähigkeiten Bernd Fischer und Almut Dietzfelbinger. HM